Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 4 — Sonntag den 28. Januar — 1906

Der Handwerksbursch.

(4. Fortsetzung.) Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Punkt zehn Uhr erschien Oswald, um seinen ersten Nachtdienst anzutreten.

Der neue Hausgenosse und die „rote Baronin“ standen sich zum ersten Male gegenüber. Jeder hatte sich vorgenommen, dem andern gegenüber so harmlos wie möglich zu erscheinen, und beiden gelang ihre Absicht vortrefflich.

Und noch eins, was keiner von beiden vorausgesehen hatte, geschah. Oswald fiel auf den ersten Blick der Baronesse mehr auf, als ein Dienstbote sonst einer Dame von Stand auffallen dürfte.

Sie war auf einen Diener im gewöhnlichen Sinne gefaßt gewesen, und vor ihr stand ein junger Mann mit einem der schönsten und sonnigsten Gesichter, die ihr je im Leben begegnet waren, mit einem Paar Augen, wie sie sie schöner und ausdrucksvoller noch nie gesehen.

Unwillkürlich ärgerte sie sich aber im selben Moment über diese Anwandlung, und indem sie stolz den Kopf in den Nacken zurückbog und Oswald mit einem unbeschreiblich geringschätzenden Blick maß, sagte sie kühl:

„Sie sind der neue Lakai des Grafen Neudeck?“

„Der neuengagierte Kammerdiener und Pfleger des gnädigen Herrn Grafen!“ entgegnete Oswald ruhig. „Als Lakai ist wohl ein anderer bereits bedienstet, gnädigste Baronesse.“

„Ja — richtig!“ antwortete Julia, „ich wußte das nicht. Sie werden also die Stunden bis 12 Uhr hier im Vorzimmer wachen und von Zeit zu Zeit nach dem Herrn sehen?

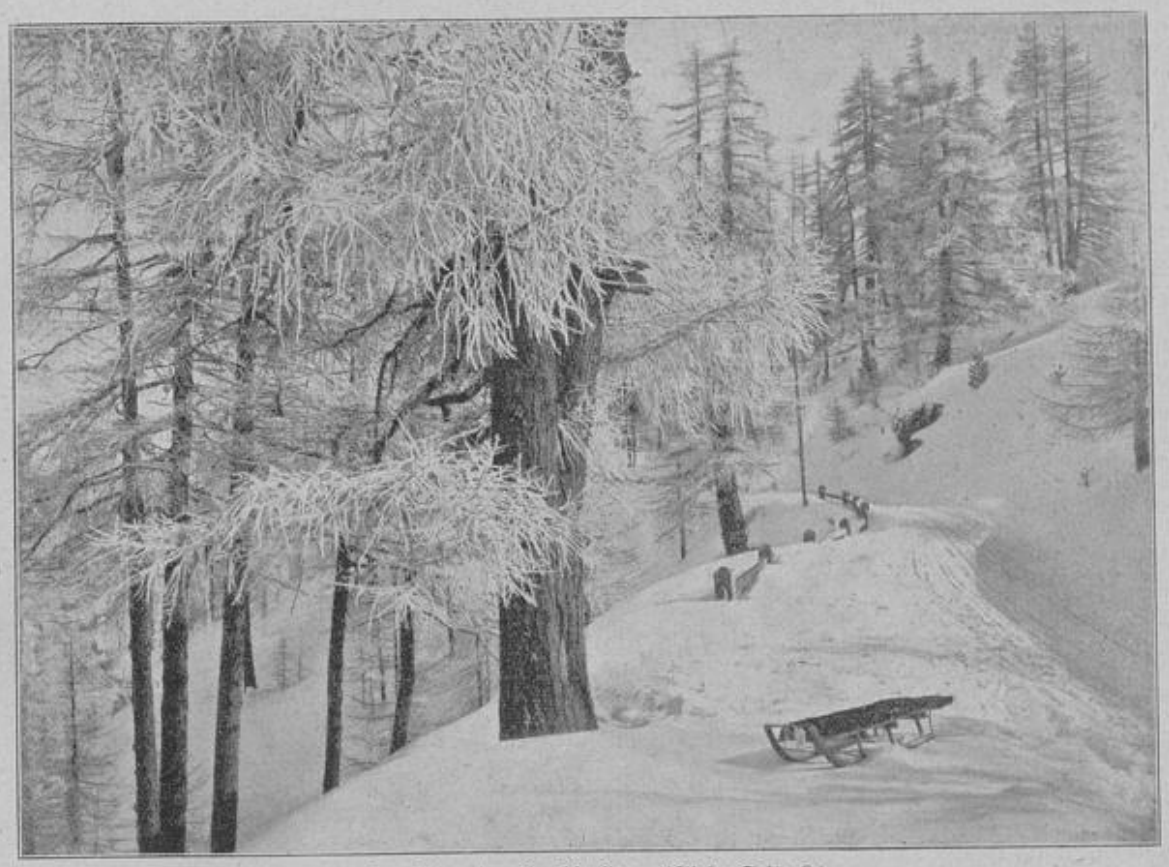
„Zu Befehl, gnädigste Baronin! Komtesse Neudeck haben mich beauftragt, die gnädige Baronesse zu bitten, mich über meine Funktionen gütigst zu belehren.“

„Alle Stunden, also um zehn, elf und zwölf Uhr, geben Sie dem Herrn Grafen, falls es ihm unmöglich sein sollte, trotz aller Müdigkeit zu schlafen, fünf Tropfen der Medizin, die auf dem Nachttischchen steht. Aber, hören Sie, nur fünf Tropfen! — Die Medizin enthält Opium; Sie nehmen also die ganze Verantwortung auf sich! Sie wissen, was Opium ist?“

„Nein, gnädigste Baronesse,“ log Oswald mit dem ruhigsten Gesicht und noch ruhigerem Gewissen.

„Opium ist ein Schlafmittel,“ fuhr Julia fort, „mit dem man aber äußerst vorsichtig sein muß, da jedes „zuviel“ die unangenehmsten Folgen haben könnte. Kommen Sie jetzt mit, ich zeige Ihnen das Fläschchen.“

Oswald öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer, in dem eine dichtverschleierte Lampe brannte und das Bett beleuchtete, in welchem der Kranke mit halbgeschlossenen Augen lag, offenbar unfähig, den ersehnten Schlaf zu finden.



Im Glanz des Rauhfrostes. (Siehe Seite 8.)

Die Baronesse zeigte Oswald das Fläschchen, erging sich nochmals leise flüsternd in ängstlichen Warnungen über den Gebrauch der Medizin und blieb dabei, als Oswald die fünf Tropfen in den Löffel fallen ließ und dem Kranken zwischen die halb geöffneten Lippen goß.

Dann ging sie nachdem sie noch einen zärtlichen Kuß auf die blasse Hand ihres Oheims gedrückt, die regungslos auf der Decke lag. Für Oswald hatte sie keinen noch so kurzen Gruß.

Der Dienstbote war für sie Luft, Menschen seines Standes existierten für sie nicht, und wenn sie noch so schöne Augen im Kopf hatten.

Oswald blieb allein mit dem Kranken. Noch hielt er das kleine Tropfenglas in der Hand, und unwillkürlich öffnete er den Stöpsel, um als alter Mediziner durch den Geruch auf die Zusammensetzung des Medikaments zu schließen.

Ein ganz schwacher, kaum bemerkbarer Opiumgeruch überzeugte ihn, daß er es mit einer ganz unschädlichen Lösung zu tun hatte. Als er das Fläschchen auf den Tisch zurücksetzte, der dicht an der Wand hinter dem Bett des Grafen stand, fiel sein Blick auf ein dort liegendes Rezept, dessen Datum mit dem auf der Etikette des Fläschchens verzeichneten stimmte. Er las es durch und sah, daß er mit seiner Voraussetzung Recht gehabt hatte.

Dann begab er sich leise ins Vorzimmer zurück und setzte sich in den Stuhl, der an dem abgeräumten Speisetisch stand.

Dort versank er in tiefes, ungestörtes Nachdenken und träumte von einem lieblichen goldhaarigen Grafenkinde, das gleich einer überirdischen Lichtgestalt immer vor ihm stand. Er wünschte nichts sehnlicher, als das zu sein in Wirklichkeit, was er augenblicklich nur spielte, um hier bleiben zu können — lange — lange! Pünktlich mit dem elften Glockenschlage stand er wieder am Bette des Grafen, ihm die Tropfen zu geben, und ein leises Lächeln um die müden Lippen des Kranken schien dem Pfleger für den Dienst zu danken.

Dann zog er sich wieder zurück, lautlos, wie er eingetreten war und spann in seiner Phantasie den Traum weiter, in dem Theas holdes Bild die Hauptrolle spielte. Alles, was geschehen war, erschien ihm ja nur wie ein neckender Traum, wie eine Einbildung seiner leicht erregbaren Gedankenwelt.

Kaum glaubhaft erschien es ihm selbst, daß er jetzt auf einmal als Wächter am Krankenlager eines Mannes saß, von dessen Existenz er vorgestern um diese Zeit noch keine Ahnung gehabt hatte.

Und das es ihm mit alledem so ehrlicher Ernst geworden war, daß er es mit dieser Aufgabe so gewissenhaft nahm, das war das Wunderlichste an der ganzen Geschichte. Er hatte viel zu viel zu verarbeiten, um auch nur einen Moment müde werden zu können, ein seltsames Bild nach dem andern schob sich vor seine geistigen Augen und nahm im Dämmerdunkel des großen düsteren Raumes, in der mitternächtigen Stille rund umher fast greifbare Formen an.

Die „rote Baronin" beschäftigte ihn am meisten, fast noch mehr als Theas liebreizendes Bild. Dies Weib war ein Dämon, das stand bei ihm felsenfest, und zwar der böse Dämon dieses Hauses, dessen letzter Sproß unrettbar dem Untergange geweiht schien.

Konnte er sich nicht aber täuschen? — Nein! Seinem geübten Auge hatte dieses rätselhafte Doppelgesicht der schönen Baronesse zu viel verraten, als daß das Gefühl des Unheimlichen, das ihn in ihrer Nähe überkam, ihn irren konnte.

Daß sie tatsächlich ein zwiefaches Spiel hier spielte, war ihm unumstößliche Gewißheit. Es blieb ihm nur noch die Frage, zu welchem Endzweck sie es tat.

Diese hingebende Menschenliebe, mit der sie an jedem Atemzuge des Kranken zu hängen schien, war nun und nimmermehr echt, sondern eine meisterliche Maske, hinter der sich ganz anderes verbarg. Aber was? Das machte ihn stutzen! Über diese Frage kam er nicht hinweg, so sehr er auch grübelte.

Daß er ihr störend war, daß sein plötzliches Erscheinen ganz und gar nicht in ihre Kombinationen paßte, glaubte er gleichfalls bemerkt zu haben, denn der eine Blick, der vorhin aus den großen, leuchtenden Augen über ihn hingeschossen war wie ein Pfeil, hatte ihm genug gesagt.

Er hatte an ihr eine Gegnerin, obwohl er ihr doch nicht im mindesten zu nahe getreten war, seine bloße Gegenwart genügte, um ihn ihr widerwärtig erscheinen zu lassen.

Dabei kam ihm die Frage des Lakaien in den Sinn, ob er „auch" durch die Baronesse empfohlen worden sei.

Also dankte der größte Teil der übrigen Dienerschaft Julia ihre Stellungen, mithin mußte sie einen geheimen Grund haben, im Schlosse Leute zu wissen, die von ihr abhingen, die durch Verbindlichkeit und Dankbarkeit ihr quasi dienstpflichtig waren!

Hier lag irgendwo ein Geheimnis, dessen Lösung vielleicht eine ebenso große wie verdienstvolle Aufgabe war, und nicht ohne Zweck hatte das Schicksal möglicherweise gerade ihn von der Landstraße direkt an das Krankenbett des letzten Grafen Neudeck geführt.

Es schlug 11 Uhr, und wieder betrat er leise wie vorher das Krankenzimmer, wo der Graf schwer atmend in den Kissen lag, schlaflos und nach Ruhe ringend, wie vor einer Stunde.

Oswald nahm das Fläschchen und den kleinen silbernen Löffel zur Hand und begann, die Tropfen zu zählen.

Mitten im Zählen aber hielt er inne.

Er glaubte sich getäuscht zu haben, und hob das Fläschchen dicht an sein Gesicht.

Ein scharfer Opiumgeruch stieg zu ihm auf, ganz unvergleichlich stärker und intensiver als vorhin. Das war Opium, durch nichts abgeschwächt, was er jetzt in den Händen hielt.

Und dennoch mußte er sich täuschen.

Das war derselbe Tisch mit dem kleinen Spiegel darüber an der Wand, dasselbe Tropfenglas, aus dem er vor einer Stunde dieselbe Medizin in denselben Löffel gegossen hatte.

Da lag auch an der gleichen Stelle, wohin er es gelegt hatte, das Rezept, das er noch einmal jetzt aufnahm und wieder durchlas. Er lächelte über sich selbst und seine Einbildungsfähigkeit, die ihm direkt Unmögliches vorspiegelte, denn da stand es ja schwarz auf weiß, daß die Medizin unmöglich so viel Opium enthalten konnte, wie sein Geruchsinn ihn glauben machen wollte.

Er zählte also beruhigt weiter und gab dem Grafen die vorgeschriebene Dosis.

Dann kehrte er in das Wohnzimmer zurück. Und wieder irrten seine Gedanken zu dem rätselhaften Weibe, das ihn unablässig beschäftigte. Er kannte nun alle Bewohner des Schlosses, soweit sie zur gräflichen Familie gehörten.

Wer war jener Mann mit dem charakteristisch unangenehmen Gesicht, mit dem er gestern die Baronesse tief im Walde gesehen hatte, und dessen unvergeßliche Physiognomie sich um so tiefer in sein Gedächtnis geprägt hatte, da er ihn kurz nachher noch einmal am Fenster des langsam vorbeirollenden Waggons dicht in der Nähe gesehen hatte.

In welchem Verhältnis standen diese beiden rätselhaften Menschen zueinander und zu diesem Hause?

Und wieder tauchte Theas Gestalt vor ihm auf. Sie, das liebliche, reine Wesen war ja unfähig, mit den arglosen jungen Augen anderes um sich her zu sehen, als nur das Argloseste, in dieser unberührten Mädchenseele hatten Argwohn und Mißtrauen nicht Raum. Und noch dazu erfüllte sie offenbar nur die zärtliche Sorge um das Leben des geliebten Vaters und machte sie blind und völlig interesselos für alles andere, was sie umgab.

So mußte er denn für sie sehen, argwöhnen, mißtrauen — und, wenn es nötig war, für sie handeln.

Instinktiv fühlte er nach all dem langen Nachdenken und Sezieren der kleinsten Dinge, daß über dem friedlichen Dach dieses Hauses langsam eine dunkle Wetterwolke gefahrdrohend emporstieg, die vielleicht keiner von den Beteiligten sah, daß irgend etwas hier in der Luft lag, was sein Mißtrauen erweckte, aber noch stand er den Dingen völlig machtlos gegenüber, so felsenfest er auch von ihrem Vorhandensein jetzt überzeugt war.

So rückte die zwölfte Stunde heran.

In weiter Ferne, aus der Gegend, wo im Tal drunten das Städtchen lag, trug die klare Nachtluft deutlich vernehmbar die Schläge der Uhr vom Kirchturm zu ihm herauf, und auch im Speisezimmer schlug es fast gleichzeitig zwölf.

Langsam ging er ins Schlafzimmer.

In den Kissen lag der Kopf des Grafen, tief hineingesunken, die Arme waren lang ausgestreckt auf der Decke.

Man hätte den Schlummernden für einen Toten halten können mit dem wachsbleichen Gesicht und den fast bläulichen Lippen, die ein wenig geöffnet waren.

Die Augen waren diesmal fest geschlossen wie zu ewigem Schlaf.

Aber er schlief wirklich, obwohl der Schlummer nicht der der Gesundheit zu sein schien.

Diese starre, unheimliche Ruhe hatte für das Auge des Mediziners etwas Unnatürliches, was ihn unwillkürlich erschreckte.

Er faßte nach dem Puls des Schlummernden und mußte erst lange suchen und aufmerksam prüfen, bis er sich überzeugen konnte, daß tatsächlich noch Leben in diesem müden Körper pulsierte.

Und als er nun wieder das Fläschchen ergriff, ließ er sorgfältig und langsam zehn Tropfen in ein Wasserglas fallen, das er aus dem Fenster des Wohnzimmers zwischen die Gebüsche goß.

Dem Kranken gab er das Medikament nicht. Dann blieb er im Schlafzimmer am Fußende des Bettes sitzen.

Etwa eine Viertelstunde nach zwölf betrat Baronesse Julia das Zimmer des Kranken.

„Sie sind hier?" fragte sie kurz.

Oswald, der sich sofort bei ihrem Eintritt erhoben hatte, sagte leise: „Ich glaubte, gnädigste Baronesse —"

Aber sie schnitt ihm jede Erwiderung ab mit den Worten: „Glauben Sie nichts, sondern halten Sie sich in Zukunft genau an die Instruktionen, die man Ihnen gibt. Sie haben sich künftig im Vorzimmer aufzuhalten, und zwar bei geschlossener Tür. Nur zu den bestimmten Zeiten betreten Sie das Krankenzimmer und verabfolgen die Medizin! Weiter haben Sie absulut nichts zu tun!"

„Zu Befehl, gnädigste Baronesse!" erwiderte Oswald und blieb stehen, während die junge Dame auf das Nachttischchen zuschritt und die Flasche zur Hand nahm.

Aber Oswald kam ihr zuvor, indem er sagte: „Ich erlaube mir, die gnädigste Baronesse aufmerksam zu machen, daß ich dem Herrn Grafen bereits die verordnete Dosis gegeben habe."

„So?! — Dann ist's gut!" erwiderte Julia und stellte die Flasche wieder hin. „Sie können sich nun zurückziehen," fuhr sie fort, „ich bedarf Ihrer Dienste nicht mehr!"

Oswald verbeugte sich und ging.

Ein ganz unheimliches Gefühl aber beschlich ihn, als er den Kranken mit seiner Pflegerin jetzt allein wußte. Er konnte sich über das „Warum" selbst keine Rechenschaft geben, aber es ließ ihn nicht wieder los und peinigte ihn während der ganzen Nacht.

Er hätte etwas darum gegeben, wenn er unsichtbar unten in dem stillen Krankenzimmer sich hätte aufhalten können. Mit offenen Augen lag er in seinem Bett und dachte nach, während draußen der Frühlingswind durch die hohen Baumwipfel rauschte.

Vergeblich rief er sich ins Gedächtnis, mit welch aufopfernder Gewissenhaftigkeit sie sich um den Kranken sorgte, sein Verdacht wollte nicht weichen und blieb allen Gegengründen taub. Hier lauerte irgend eine Gefahr im Hinterhalte wie ein Wegelagerer, hier bereiteten sich Dinge vor, die nicht in den Kreislauf des Normalen gehörten.

Von diesem Gedanken konnte er sich nicht losmachen.

Und noch etwas anderes durchkreuzte plötzlich den Gang seiner unermüdlich arbeitenden Sinne, der Tod des jungen Grafen, von dem ihm Hans erzählt hatte und der zum mindesten sehr absonderlich war.

Daß jemand auf einer Jagd verunglückt, war ja schließlich nicht so unerhört und befremdend, aber daß man die Leiche erst nach achtzehn Tagen und dann im Zustande völligster Unkenntlichkeit aufgefunden hatte, ließ zum mindesten einen weiten Spielraum zu den eigenartigsten Kombinationen.

So schnell verwest selbst im Hochsommer ein Toter nicht, wenigstens nicht so vollständig, daß man ihn nicht mehr zu rekognoszieren vermag.

Und woran war der Unglückliche gestorben, hatte man ihn ermordet, war sein eigenes Gewehr auf dem Anstand losgegangen oder hatte er sich selbst das Leben genommen?

Über alle diese Fragen mußte er sich Klarheit verschaffen um jeden Preis.

Alles war hier so rätselhaft, so gänzlich abweichend von dem Gewöhnlichen, daß es ihn immer mehr beschäftigte und so sann und grübelte er, ruhelos, qualvoll, bis er in einen unruhigen Halbschlaf verfiel, aus dem er am Morgen in dumpfer Ermattung erwachte.

Der nächste Tag begann damit für ihn, daß er von Hans erfuhr, daß der Graf wieder in dem totenähnlichen Schlaf liege, der, wie der alte Hausarzt gesagt hatte, ein Vorläufer der endgültigen Auflösung sei.

Im Vestibül kam ihm die Komtesse mit rotgeweinten Augen entgegen.

Rasch entschlossen trat er auf sie zu, und da sie freundlich seinen Gruß erwiderte, sagte er: „Ich bitte, gnädigste Komtesse, mich nicht für unbescheiden zu halten, wenn ich mich nach dem Befinden des Herrn Grafen erkundige."

„Ich danke Ihnen, Fritz, für Ihre Teilnahme," entgegnete sie, „es geht schlecht, sehr schlecht sogar. Ich bin in der äußersten Unruhe und erwarte sehnsüchtig den Besuch des Arztes, der eben erst mit dem Zug um 4 Uhr 25 Minuten ankommen kann."

„Würden Komtesse es vielleicht für gut halten, wenn ich hinunterginge zur Station und noch einmal telephonierte, ob der Arzt nicht schneller kommen könnte? Es ist jetzt 8 Uhr. Wenn ich nicht irre, fuhr ich selbst vor vierzehn Tagen mit dem 9 Uhr Zug von der Residenz ab, der gegen 11 Uhr hier schon ankommt. Ich könnte ja dann den Kutscher hinunterbegleiten zur Bahn und den Herrn Doktor in Empfang nehmen."

Eine Frage. Nach dem Gemälde von J. Hamza. (Siehe Seite 8.)
Photographie-Verlag von Victor Angerer, Wien.

In seinem Innersten war — ihm jetzt selbst nicht mehr erinnerlich, wodurch — der Argwohn aufgewacht gegen dieses merkwürdige junge Weib, gegen alles, was sie tat, und was mit ihr zusammenhing.

Vergebens sagte er sich, daß sie, die ja doch eigentlich nur durch die Gnade dieses Onkels aus den dürftigen Verhältnissen ihrer Residenzhäuslichkeit hierher in Glanz und Wohlleben verpflanzt war, alles Interesse an dem Leben des Grafen haben mußte, denn wenn er starb und der ganze stolze Bau an die Seitenlinie fiel, so war es doch selbstredend auch mit ihrer Herrlichkeit auf Schloß Neudeck aus.

„Sie haben recht, Fritz! Tun Sie das! — Laufen Sie zur Bahn und versuchen Sie, Doktor Möhringen telephonisch zu veranlassen, so schnell als möglich zu kommen. Wissen Sie die Telephonnummer?“

„Gewiß, gnädigste Komtesse, 2721.“

„So machen Sie sich fertig, so bald als möglich zu gehen.“

„Ich gehe so, wie ich bin.“

„Ohne Hut?“

„Den brauche ich nicht. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren.“

Und wie der Blitz schoß Oswald davon.

Hätte er den Blick der jungen Dame gesehen, der ihm folgte, den langen Blick vertrauensvoller Zuversicht und rührenden Dankes, er hätte sein Inkognito vergessen und ihre Hand an seine Lippen gedrückt.

In Theas Herzen regte sich ein sonderbares Gefühl für den wunderlichen Menschen, der mit so feinem, angeborenem Takte immer das Richtige zu treffen wußte.

Es war etwas wie offenes Vertrauen, was sie zu dem Fremden empfand, der ihr wie ein alter Bekannter erschien, obwohl sie noch keine hundert Worte mit ihm gewechselt hatte.

Auf dem Lande groß geworden, empfand ihre Seele nicht den ungeheuren Abstand der Klassen, sie hatte mit den Bauernkindern gespielt, sie war vertraut und bekannt in jeder Hütte, wo es Armut und Not zu lindern gab und betrachtete die Dienstboten des Hauses als vertraute Angehörige des Ganzen.

Ihre Zofe Bärbel zum Beispiel war eine kleine Gespielin ihrer Kinderzeit gewesen, und tausend Dinge, die man unter anderen Umständen kaum mit seinen Domestiken bespricht, besprach sie mit ihr, wie mit einer gleichaltrigen Vertrauten.

Das Landleben hatte bei ihr die feinen Grenzen zwischen den einzelnen Menschenklassen gewissermaßen überbrückt und bei aller Vornehmheit der Gesinnung hatte sie doch keine Spur von jenem Hochmut dem Untergebenen gegenüber, der bei ihrer Cousine ein integrierender Teil ihres ganzen Wesens war. Das Leben in der Natur, der Aufenthalt mitten unter den schlichten Kindern der Arbeit nivelliert unmerklich und zieht die Individuen als solche zu einander hin, schlingt um die Menschen im allgemeinen ein gewisses natürliches Band.

Und so war es auch ihr gegangen.

Deshalb gab es auch niemanden in der Runde, von den gräflichen Forstbeamten bis zu der alten halbtauben Kräuterlene herunter, der nicht mit herzlicher Verehrung an dem lichthaarigen Grafenkind hing.

Zudem war sie eine träumerische Natur und umgoldete sich gern alles, was ihr begegnete, mit einem gewissen Märchenzauber. Sie liebte es von Kindheit an, um Menschen und Dinge, die ihrem feinsinnigen Wesen sympathisch waren, den Hauch des Romantischen auszugießen, und diese holdselige Eigenart war ihr geblieben. So sah sie unwillkürlich in Fritz nicht den Menschen aus dem niedrigen Volke, nicht den zum Dienen bestimmten Proletarier, sondern dichtete um die hübsche Persönlichkeit des neuen Kammerdieners einen kleinen rührenden Roman von verschämter Armut und vergangenen besseren Tagen.

Ja, sie war im tiefsten Innersten sogar sehr stolz auf die Entdeckung, die doch eigentlich sie gemacht hatte, denn dieses jungen Menschen verändertes und verbessertes Geschick war im Grunde genommen ihr Werk.

Zum ersten Male im Leben empfand sie das Hochgefühl, jemanden protegiert zu haben, und alles schien ihr zu sagen, daß ihre Wahl einen Rechten getroffen.

Wie flink er war, wo es galt, dem Hause, dem er noch nicht einmal offiziell einverleibt war, mit freudiger Kraft, mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit zu dienen, denn tatsächlich waren ja seine Leistungen augenblicklich nur Gefälligkeiten, die er zum Dank für das in ihn gesetzte Vertrauen erwies.

Im Treppenhaus kam ihr Julia entgegen, eine tiefe, sorgenvolle Falte auf der Stirn.

„Ich bin im höchsten Grade beunruhigt,“ sagte sie sofort, „ich glaube, es war mehr als unüberlegt, dem fremden Menschen die Nachtwache gestern zu gestatten, ihm so Wichtiges anzuvertrauen. Ich bin überzeugt, daß er dem Onkel mehr von der vorgeschriebenen Medizin gegeben hat, als ich ihm ausdrücklich anbefohlen!“

„Das glaube ich nicht!“ entgegnete Thea sehr ruhig und sicher, „denn Fritz scheint mir die Zuverlässigkeit in Person zu sein. Außerdem halte ich ihn für viel zu intelligent, um eine ihm gegebene Vorschrift von solcher Wichtigkeit irgendwie mißzuverstehen!“

„Du hast ja merkwürdig viel Vertrauen zu diesem Menschen, den Du doch absolut nicht im mindesten kennst!“ sagte Julia, und ein lauernder Seitenblick streifte ihre Cousine. „Oder — hast Du irgend welche Empfehlungen über ihn, irgendwo Erkundigungen eingezogen?“

„Nein! Ich sagte Dir ja bereits, wie und wo ich ihn fand! Aber gerade diese eigenartigen Umstände haben in mir dieses Vertrauen begründet!“

„Das ist doch seltsam! — Aber Du bist ja immer so eigenartig. — Jedenfalls will ich ihn doch selbst einmal fragen! Weißt Du, wo er ist?“

„Nein!“ antwortete Thea, ohne selbst eigentlich zu wissen, weshalb sie die Wahrheit verschwieg. „Da er noch nicht zu unseren Domestiken gehörte, habe ich ihm ja auch noch nichts zu befehlen und nicht über ihn zu verfügen. Er wird den Morgen benutzt haben, sich die Gegend anzusehen, einen Spaziergang zu machen, was weiß ich? Jedenfalls werde ich ihn zu Dir schicken, sobald ich ihn sehe!“

(Fortsetzung folgt.)

Das tote Haus.

(1. Forts.) Novelle von H. Goedsche.

„Seht Euch vor, was Ihr tut, Freund!“ sagte der Reichshofrat „ich habe Fug und Gewalt, Marodeurs wie Euch aufknüpfen zu lassen ohne Kriegsurteil, und Ihr tätet daher besser, die Stadt zu räumen. Was Euren General betrifft, so steht kaiserliche Majestät doch wohl über ihm, und ich werde ein ernstes Wort mit ihm sprechen im Namen seines Monarchen für die Exzesse, die er seinen Untergebenen gegen unsere Verbündeten erlaubt hat.“

„Macht Euch nicht unnütze Worte Herr Reichshofrat“ unterbrach ihn sein Begleiter. „Mit Leuten dieses Schlages verfährt man kurz. Übrigens kenn ich den grauen Burschen, der selbst für Holks Schandbande zu schlecht war und ausgestoßen wurde. Und bei meinem Ahn, ich meine, der Bube kennt mich auch von dem Denkzeichen her über sein Gesicht!“ Der spanische Hauptmann wendete sich gegen den Offizier und die Röte der Wut färbte aufs neue sein Antlitz, das durch eine über Stirn und Auge laufende Narbe noch abschreckender wurde. „Die Pest über Dich, bartloser Fant, daß Du mir überall in den Weg trittst“ schrie er. „Habe was Du willst, und den Lohn für die Magdeburger Schmarre!“ Bei diesen Worten fiel er mit dem Degen aus nach der unbeschützten Brust des Grafen. Doch die Gewandtheit desselben rettete ihn, denn indem er sein Roß zur Seite warf, streifte das blanke Eisen nur seinen schweren Reiterstiefel und traf einen Bürgersmann — einen armen Wollenweber, der neugierig sich dicht hinzugedrängt, — und warf diesen blutend zu Boden. Ein allgemeiner Schrei der Menge ertönte beim Anblick der Tat. „Mord! Mord! — Bruch des Stadtfriedens!“ scholl es entsetzt aus hundert Kehlen, und über den Lärm hinweg tönte die kräftige Stimme des Grafen: „Nehmt den Mörder fest! — haltet ihn auf wackre Bürger!“ während er selbst vom Roß sprang. Vergeblich tummelten die spanischen Reiter ihre Pferde in die Volksmenge und brauchten selbst ihre Waffen. Wie ein entfesselter Löwe brach die Menge die Schranken der Furcht, die sie so lange jedem Übermut der Soldaten Preis gegeben; in wenig Momenten waren die Reiter von den Pferden gerissen, zu Boden geworfen und Püffe und Schläge von kräftigen Bürgerfäusten hagelten auf sie herab und vergalten die langen Quälereien. Nur der Täter selbst schien ein besseres Schicksal zu haben. Von herkulischer Kraft trotz seines Alters hatte er mit einem Ruck den jungen Schöffen abgeschüttelt, der sich auf ihn warf, und brach sich, sein einzig Heil in der Flucht erkennend, mit wütenden Schlägen Bahn durch die zurückweichende Menge und stürzte atemlos um die Marktecke über den Burgplatz dem Schlosse zu. Doch hier waren die Brücken bereits aufgezogen, und die herzoglichen Trabanten hatten den strengsten Befehl, nach Sonnenuntergang ohne ausdrückliche Erlaubnis niemand mehr einzulassen. So eilte der Gehetzte fort, vom Schrecken übermannt am Graben entlang, der das Schloß nach dem Burgplatz zu umgab, durch die Krämerstraße, vielleicht von dem Gedanken getrieben, das Asyl einer Kirche oder eines Klosters oder den Schutz der Torwachen zu gewinnen, und hinter ihm drein mit Stangen und Wehren bewaffnet die Menge, tobend und schreiend, voran der Schöffe Monheim und sein Freund. Die Söldner am Schloßtor traten in die Waffen bei dem gewaltigen unerklärlichen Lärmen, während die Flammen weniger hochgeschwungener Fackeln aus der Menge nur in düsteren Umrissen die Gestalt und den Weg des Flüchtenden erkennen ließen.

Um die alte Lambertuskirche*) dehnte sich damals der Begräbnisplatz, mit Bäumen und Denksteinen besetzt, in weitern Grenzen, als heutzutage die nahen Häuserreihen ihm geben, da der Eingang der Ratingerstraße weiter zurück lag und an der Stelle des Karmelitessen-Klosters und seiner Nebengebäuden sich nur ein dicker Turm, der Pulverturm, mit seinem Vorbau erhob, dahinter aber am Ufer des Rheines entlang, sich frei die alte Stadtmauer hinzog. Durch ein Gäßchen, das vom Burgplatz nach dem Kirchhof führte, hatte bereits ein Haufen der Verfolger denselben erreicht, und so eilte von dieser Seite abgeschnitten der Verfolgte an der Kirche und dem Pulverturm vorüber nach der Mauer hin. Hier am Eingang der Ritterstraße und am Ende des freien Platzes, an der Stelle der heutigen Fleischhalle,**) erhob sich dicht an der Stadtmauer, die seine Grundmauer bildete, ein dunkles zweistöckiges Haus, von altertümlichem düsterm Ansehen. Die Fensterläden waren auf den Seiten nach der Straße zu verschlossen, das Ganze hatte ein finsteres trauriges Äußere, und schien unbewohnt zu sein. Bis zu diesem Hause war der spanische Hauptmann gelangt, als ihm die weitere Flucht auf allen Seiten von der herbeiströmenden Volksmenge versperrt war. Doch schien er hier bekannt zu sein und Rettung zu hoffen, denn eilig stürzte er die zur Pforte führenden Stufen hinauf, und seine Faustschläge donnerten gegen die verschlossene, während er wild nach seinen Verfolgern umblickte und drohend seine Waffe gegen sie schwang.

Aber ehe noch irgend ein Zeichen im Hause von dem Dasein der Bewohner zeugte, oder die Pforte sich schützend öffnete, drängten die hellen Haufen des lärmenden Volkes von allen Seiten herbei. Verwünschungen schallten aus hundert Kehlen, Stangen und Flamberge hoben sich, Fäuste mit Steinen bewaffnet — aber wie die Meute der Hunde den verwundeten Tiger umsteht, klaffend und heulend, doch in

*) Im 11. Jahrhundert gegründet und 1392 erweitert und ausgebaut.

**) (Anmerk. der Red.: Stand bis Ende der fünfziger Jahre.)

weitem Kreis, so auch die Menge, obschon es nicht Furcht schien vor der drohenden Waffe des Flüchtigen, was sie zurückscheuchte. Ein anderes unheimlicheres Gefühl schien die Vordersten zurückzudrängen und scheu umstanden sie im Halbkreis ihr Opfer, während durch die Menge von Mund zu Mund das Flüstern ging: Das ist das Haus des Meister Leonhard, des alten Wahnwitzigen, von dem man so seltsame Geschichten erzählt! — Der Mörder ist vertraut mit ihm, und aus dem Hause soll eine heimliche Pforte zum Strome führen! — — „Haltet ihn auf, edler Ritter, laßt ihn nicht in das Haus, sonst ist er entwischt!" — Der letztere Zuruf galt dem Obristen, der sich Bahn gemacht in den Kreis; nicht ohne Zaudern war ihm sein Freund gefolgt. „Ergebt Euch, Hauptmann Katterbach, Ihr seid unser Gefangener!"

„Noch nicht, so lange ich eine Waffe habe!" und seine Klinge kreuzte sich mit der des Grafen, während seine Linke noch immer die verschlossene Pforte zu öffnen suchte. Zugleich erscholl der laute Ruf: „Die Schaarwacht! Platz für die Wacht!" und einen Gerichtsschöffen an der Spitze schritt eilig die Bürgerwache herbei durch den Gang, den ihr das Volk öffnete.

„Um Gott, Kollega," sagte der Schöffe, ein alter Mann mit grauen Haaren, „was ist dies wieder ein böser Tag für die arme geplagte Stadt! Wir werden uns das Kriegsvolk noch ärger auf den Hals ziehen, denn zuvor, und Se. fürstliche Gnaden werden uns vollends die Schuld beimessen."

Weckruf von oben. Nach dem Gemälde von T. E. Rosenthal. (Siehe Seite 8.)
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

„Seid nicht ängstlich, Herr Dreyer,"*) entgegnete ihm der junge Monheim, „es sind kaiserliche Kommissarien angekommen mit einem Schutzbrief, und sind wir denn Memmen, um Mord und Totschlag ungestraft in unsern Mauern vollführen zu lassen? — Übt also unbesorgt Euer Amt und nehmt den Verbrecher fest. Seht, mein Freund hat ihn eben entwaffnet."

Dies war geschehen und der mutige Offizier hatte den grimmig sich Wehrenden am Kragen gefaßt, während die Soldaten der Wache ihm kräftig beistanden und den Tobenden festhielten, um ihn zu binden. Zugleich legte der alte Schöffe seinen weißen Stab auf ihn: „Im Namen des Rates dieser Stadt verhafte ich Euch wegen Totschlags!"

Ein leiser Schrei unterbrach seinen Spruch. Als sie aufblickten, war die Pforte des Hauses geöffnet und auf der obersten Stufe stand eine hohe Frauengestalt, tief in schwarze Gewänder und dichte Schleier gehüllt, während hinter ihr eine bejahrte Dienerin die Lampe trug.

„Was geht hier vor, was bedeutet der Lärm?" sagte die schwarze Dame mit jugendlich lieblicher Stimme, aber einem fremdländischen Akzent.

„Sprecht, Signoris, ist ein Unglück geschehen, und warum pocht man so ungestüm an unser Haus? — Was habt ihr mit dem Manne da vor, tut ihm nichts zu Leide, ich kenne ihn!"

„Es ist ein Mord vorgefallen, Dame," sagte der alte Schöffe rauh, „und dieser hier ist der Täter, der sich zu Eurer Wohnung geflüchtet. Stört die Gerechtigkeit nicht, und wahrt lieber Euer Haus, in dem der Bösewicht Freunde zu haben scheint!"

Er gab ein Zeichen, den Gefangenen fortzuführen, doch die Fremde eilte schnell die Stufen herab, und faßte die Hand des Greises. „Ich flehe Euch, gebt ihn frei. Er ist der Einzige, den mein armer Großvater kennt aus seiner jungen Zeit, und gewiß hat er die Tat nicht

*) Doktor Dreyer war einer der der Herzogin Jakobe am meisten ergebenen Räte, und wurde anfangs bei ihrem Prozeß, doch nur für kurze Zeit, gefänglich mit eingezogen.

mit Willen vollbracht. Ach, es ist so entsetzlich, Blut zu vergießen, daß schon der Gedanke allein seine ärgste Strafe sein muß. Laßt ihn fliehen, Signor, laßt ihn fliehen, und ich gelobe der heiligen Madonna ein schweres Weihegeschenk!" Bei diesen Worten hatte sie den undurchsichtigen schwarzen Schleier zurückgeschlagen und stand in flehender Stellung vor dem alten Gerichtsherrn.

Doch einen entsetzlichen Eindruck schien diese Bewegung auf den Greis und noch manche der Umstehenden zu machen. Als hätte er einen Geist gesehen, so taumelte er zurück, mit weit vorgestreckten Händen stammelnd: „Beim heiligen Apollinarius, dem Schutzpatron unserer Stadt! Geben die Gräber in der Kreuzherrnkirche ihre Toten zurück? Das ist meine Herzogin, oder ihr Geist!" und alle Leute wiederholten es sich bekreuzend, und wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge: „Das ist der Geist, das ist der Geist der Herzogin Jakobe!" und die Furchtsamsten wandten sich zur eiligen Flucht und die andern drängten weit, weit zurück nach dem Kirchhof und schauten mit banger Scheu auf die Erscheinung.

Auch der Obrist starrte mit unverwandten Blicken auf die Fremde; doch nicht in Furcht, wie das Volk umher, vielmehr schien seine Augen eine lebhafte Bewunderung zu fesseln und eine tiefe Erregung sich seines Innern zu bemeistern. Und wohl verdiente dieses Antlitz solche Bewunderung, das von dem Schleier umwallt wie Blütenschnee aus dunkler Nacht noch immer halb flehend, halb verwundert über das sonderbare Benehmen auf den Schöffen blickte. Hellbraune Locken umgaben Gesicht und Hals, deren Farbe wie zarter Rosenhauch war; braune große Augen gaben seinen edlen bedeutungsvollen Mienen einen ganz eigentümlichen Charakter und Gefühl, von festem Sinne und Sanftmut, und doch lag wieder um Stirn und Mund jener unbeschreibliche aber ausdrucksvolle Zug, den das schwere Seelenleiden im Leben erzeugt, der oft auch schon angeboren, ein schwärmerisches Interesse erweckt; der Mund selbst war voll und schön; der ganze untere fest und kräftig gebildete Teil des lieblichen Gesichts deutete auf einen entschlossenen und willenskräftigen Geist. Es war eins jener Gesichter, gehoben durch eine hohe stolze Gestalt des Leibes, das man nur einmal zu sehen braucht, um es nie zu vergessen, um für immer das lebhafteste Interesse, wenn nicht andere Gefühle, ihm zu weihen.

„Werter Herr," sagte die Fremde endlich, und eine dunkle Glut der Verlegenheit überzog ihren Hals und ihr Gesicht — „ich weiß mir Euer Wesen nicht zu deuten. Sprecht, wollt Ihr meine Bitte erfüllen?"

Der alte Schöffe schritt langsam auf sie zu, noch immer die Augen starr auf sie gerichtet. „Bin ich im Schlaf, oder sind vierzig Jahre nur ein Traum für mich gewesen," murmelte er zweifelhaft. „Es sind ihre Züge, — selbst der Ton ihrer Stimme — und doch, es ist nicht möglich, es ist ein Zufall, der meine alte Augen getäuscht hat. — Vergebt Dame, — aber Euer Anblick weckt in meinem alten Herzen, — und wie ich sehe auch in manchem andern umher ein Angedenken, das besser schlafen bliebe in tiefer Vergessenheit!" — Er faßte ihre Hände und blickte ihr in das große dunkle Auge, — voll Schmerzen bitterer Erinnerung; das Dazwischentreten seines jungen Kollegen befreite die Fremde aus ihrer Verlegenheit. „Beruhigt Euch, Herr Dreyer," sagte Monheim flüsternd zu diesem — „es ist ein seltsam Spiel der Natur, das mir nicht unbekannt war, das aber besser in dieser Stadt verheimlicht bleibt; die Fremde ist die Enkelin des alten Leonhard."

„Verzeiht das Benehmen meines Freundes, Signora" wandte er sich zu dieser, „und hört meine Bitte, Euch zurück in das Haus zu begeben. Der Mann, der noch immer zu Euern Füßen liegt, ist dem Arm der Gerechtigkeit verfallen und Eures Mitleids nicht wert!"

„O, Ihr hier bei dieser schrecklichen Szene, Signor Monheim," sagte die Dame, erfreut, den Schutz eines Bekannten neben sich zu sehen, und reichte ihm die Hand. „Ich bitt Euch, steht mir bei, den Mann zu retten vor dieser tobenden Menge. Seht mit welchen drohenden Blicken sie uns betrachten."

„Schlagt Euern Schleier vor das schöne Antlitz," flüsterte der Lizentiat, „Ihr wißt, Signora, wie dringend es Euch Euer Großvater geboten hat!"

„Nehmt mein Ritterwort, edle Dame," sagte hinzutretend der Obrist, „daß dem Schurken Eures Fürworts willen nichts geschehen soll, denn was das Urteil und Recht dieser Stadt besagt; ich selbst will ihn schützen."

Die Hand der Fremden hatte schon den Schleier gehoben, als der Graf sie anredete. Ihr Antlitz wendete sich nach ihm und der Blick ihrer vollen großen Augen traf die seinen und ruhte einen Augenblick ausdrucksvoll auf seiner männlich edlen Gestalt. Dann neigte sie leicht das Haupt, wie zum Dank für das Versprechen, hüllte sich in den weiten dunklen Flor und reichte dem jungen Lizentiaten die Hand, der sie ehrerbietig zur Pforte des Hauses geleitete und diese hinter ihr schloß. —

Wie ein schwerer Atemzug löste es sich von der Brust der Menge beim Verschwinden der Dame. Graf Philipp und der alte Doktor Dreyer starrten noch immer auf die Pforte, die sich hinter ihr geschlossen, bis der Lizentiat wieder in den Kreis trat und seine Anrede sie zur nächsten Pflicht aufrief. Von Minute zu Minute war der Volkshaufe angewachsen und über der Menge lag es jetzt wie ein dumpfes brausendes Gemurmel, indem jeder mit seinen Nächsten noch halb flüsternd sprach von dem seltsamen Dazwischentreten der Bewohnerin jenes geheimnisvollen Hauses. Herzogliche Trabanten und Diener hatten sich unterdes in den Kreis gedrängt, zu erkunden, was der Auflauf zu bedeuten gehabt und wie er sich lösen würde, mit ihnen auch der Hauptmann der Bürger-Kompagnie, Ewald Kumpsthoff. Während Doktor Dreyer dem herzoglichen Leutnant Theus Fiting den Hergang der Sache zur Berichterstattung an Se. Gnaden mitteilte, übergab sein jüngerer Kollege den Gefangenen dem Bürgerhauptmann und befahl, ihn sicher und wohlverwahrt vor dem drohenden Volk nach dem Stadtgefängnis (am Rheintor) zu bringen und dort festem Gewahrsam zu übergeben. Dies geschah, und drohend und scheltend begleitete der größere Teil des Volkes den Zug der Stadtsoldaten, die in ihrer Mitte den finster und grollend blickenden gebundenen Hauptmann führten; der andere Teil verlief sich bald von dem Platz, da eben in der nahen Kreuzherrnkirche die Glocke zur Abendandacht läutete, und nur wenige einzelne Gruppen blieben noch auf dem Kirchhof und um die Lambertuskirche her zurück.

Den kaiserlichen Offizier hatte jemand am Ärmel gezogen, während das Volk sich verlief, und als er sich umwandte, erkannte der junge Graf die alte Dienerin, die vorhin der holden Erscheinung aus dem finstern Hause gefolgt war, und die er nur flüchtig geschaut hatte. „Edler Herr, seid Ihrs wirklich, oder täuschen mich meine alten Augen?" sagte die alte Frau. „Zwölf Jahre sind zwar eine lange Zeit, die mir übel mitgespielt hat, aber die alte Steinbergerin würde ihr schmuckes Junkerlein nicht vergessen, das so lange ihre Milch getrunken, und wenn sie hundert Jahre alt würde. — Ja, ja, Ihr seids, das sind die Züge Eures armen Ohms und Eurer schönen gnädigen Mutter, nur männlicher und brauner geworden in der schweren Zeit. Laßt mich Eure Hand küssen, Graf Philipp, und den lieben Heiligen Dank sagen, daß sie mir erlaubten, mein Herzblatt noch einmal wiederzuschauen in diesem Leben!"

„Käthe Steinberger, meine gute treue Amme!" sagte der Graf freundlich bewegt, während die Alte Tränen der Freude auf seine Hand weinte, „wie kommst Du hierher in die fremde Stadt? Ich glaubte mich längst vergessen oder Dich tot, da auf meine Fragen nach Dir, aus der Heimat mir schon längst der Bescheid ward, daß Du bald nach mir dort fortgezogen und verschollen seist."

„Glaubs gern," sagte die alte Amme. „Ihr wißt ja selbst, daß es eine schlimme Zeit war, nachdem Ihr fortgegangen, um ein Soldat zu werden unter der Leitung Eures Vetters, und das spanische Volk nun zum erstenmal an den Rhein kam und hauste wie der böse Feind. Eure edle Mutter, der Gott eine selige Urstätt schenke, mußte selber gen Frankfurt ziehen, ich aber blieb bei meinem Mann, und als der Krieg uns unsere Habe geraubt, folgten wir der Einladung eines Verwandten und zogen zu ihm ins Schwabenland, da konnte ich denn freilich nichts mehr von Euch hören, so weh mir's auch tat."

„Aber wie kommst Du hierher," fragte dringend der Graf, „und wer ist die fremde Dame, bei der Du jetzt lebst?"

„Ja, das ist ein Engel Gottes, Söhnchen," entgegnete vertraulich die Alte, „so hold und zart, wie Ihr nur je gewesen. Eine vornehme Edelmannstochter ist sie aus dem Land Italien, und reich, gar reich, der die Eltern dort gestorben sind und die mit ihrem Großvater, der ein Deutscher ist, hierhergezogen. Der Alte aber unterliegt einem schlimmen Wahnsinn, und es ist grauenhaft, wenn seine Stunde kommt. Ich spreche gegen keine Menschenseele davon, als gegen Euch, aber ich fürchte, daß das alles einen bösen Grund hat und ein Gericht Gottes auf ihn lastet!"

„Aber wie kommst Du zu der Fremden, Amme?"

„Ja seht, Graf Philipp, das ging so zu. — Die beiden kamen nur von einem welschen Diener begleitet, den sie später zurückschickten, in unser Städtlein, auf ihrer Reise nach dem Rhein, und der Alte wurde krank als er den deutschen Boden wieder betreten hatte und lag an die vier Wochen danieder in dem Ort. Und da das Fräulein nach einer Wärterin fragte, die ihr helfen könnte in der Pflege ihres Großvaters, wiesen ihr die Leute mich zu, weil mein Mann unter der Zeit gestorben und ich des Brotes sehr bedürftig war. So kam ich zu dem Fräulein und mit ihnen hierher, wo uns der Alte hält in seinen tollen Launen wie begraben in dem Hause und uns kaum gestattet, zur Kirche zu gehen im Morgengrauen oder zum Nachtgebet. Und dennoch pflegt ihn das Fräulein wie eine Heilige und fügt sich allen seinen Launen. Es ist ein Jammer mit anzuschauen, das liebe, herrliche Bild, so tugendsam, so liebreizend und mild mit dem alten finstern Mann, der umherschleicht wie der böse Geist!"

Dem Obristen dünkte das Gehörte seltsam, — seine Gedanken schweiften bei dem schönen Frauenbild, das seine Augen soeben geschaut hatten, — und er wollte eben seine Amme weiter fragen, als der junge Schöffe ihm nahte und das Gespräch unterbrach. Mit herzlichen Worten nahm Graf Philipp von der Alten Abschied und versprach ihr, sie am nächsten Abend um diese Stunde an der Kirchentür wieder zu treffen, wenn sie und ihr Fräulein die Abendandacht besuchten. Dann nahm er den Arm seines Freundes, der ihm berichtete, daß sein Reisegefährte bereits in der Herberge zum weißen Pferd eingekehrt und nach dem Obristen ausgesandt habe, und beide begaben sich dahin, der Ritter augenscheinlich in Gedanken versunken, der junge Bürger ihn absichtlich darin nicht störend und gleichfalls den seinen nachhängend.

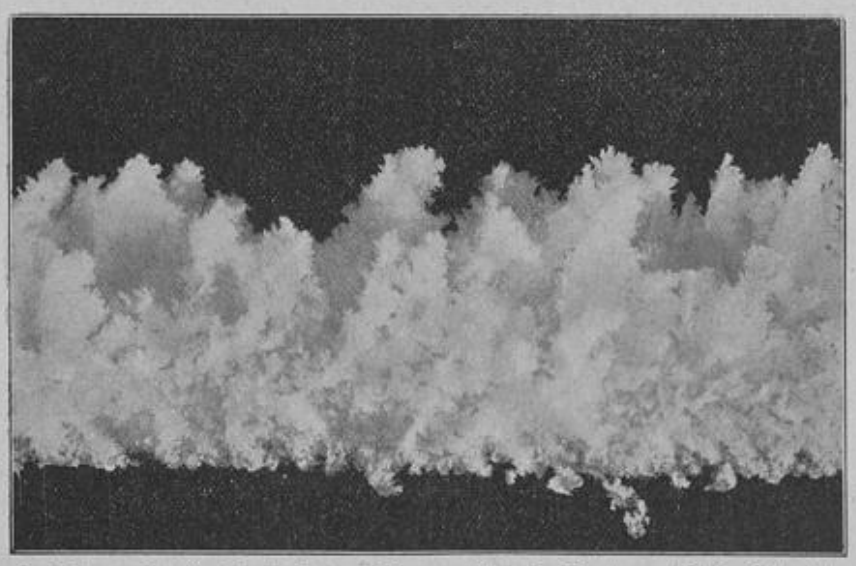
Die Herberge zum weißen Pferd war damals an der Ecke der Marktstraße gelegen, und eine der besuchtesten. Graf Philipp fand hier den Reichshofrat im Gespräch mit einem der herzoglichen Räte, Herrn Bertram von Droef, der von der Ankunft des kaiserlichen Kommissarius gehört und ihm aufgewartet hatte. Der Obrist bat seinen Freund, den Abend bei ihm zu verweilen, und nachdem die Reisenden die Kleider gewechselt und einen Imbiß zu sich genommen, schlug der Schöffe ihnen

vor, noch einen Gang nach der Trinkstube zum güldenen Klotz zu tun, allwo sich die Angesehensten der Bürgerschaft und der Hofbediensteten allabendlich zusammen zu finden pflegten. So ermüdet der Reichshofrat auch war, erklärte er sich doch zu dem Gange bereit; dem Obersten aber war die Gelegenheit willkommen, noch so mancherlei mit dem Freunde zu besprechen. So begaben sich denn die Vier nach dem Hause zum güldenen Klotz, das auf der Bolkerstraße stand, ungefähr das vierte oder fünfte auf der rechten Seite vom Markt her. Die Trinkstube des Meister Wienand war berühmt und vielbesucht, weil der Wirt ein lustiger gemütlicher Kauz war und für den Bürgersmann das beste Gebräu in der Stadt, für die vornehmeren Gäste aber eine Kanne guten alten Rheinwein, stets bereit hielt. Durch das Vorhaus, wo zur Seite eine lange Reihe leerer und voller Fässer in zierlicher Ordnung lagen, letztere mit den spiegelblanken Hähnen versehen, und von schimmernden zinnernen Kannen und Krügen umgeben, gelangte man zur Schenkstube, einem großen Gemach, mit Tannenreisern, Schenktischen und allerlei Zeichen und Schildern wohl ausgeputzt, und durch eine kleine Erhöhung in zwei Hälften geschieden. Auf dieser saßen die vornehmen Patrizier-geschlechter der Stadt oder die adeligen Heuerlinge (Insassen), als da waren die Herren Scheidt, genannt Weschpfennig, die von Wylich, von Spee, von Büren, von Loh, v. d. Lippe, Bernsau, die von Merrem, von Carnap und Stummel, Reuschenberg, Palands, von Spieß, Nesselrodt und Ossenbruchs, und die alten Geschlechter der Kaldenberg, Kleinenbroch, Schnitzler, Mattenklodt, Monheim, Küppers, Zanders, Vaßbender, Burgwinkel, Dreier, Bongardt, von Megen, von der Burg, Diepenbroich und Pyper, Schlömer, Mauernbrecher, Pelser, ab Hagen und andere mehr. Desgleichen fanden sich da die Herren vom Magistrat ein, und die Räte und vornehmen Hofbediensteten, die in dem herzoglichen Schloß selbst keine Wohnung hatten. In den unteren Raum der Schenkstuben aber saßen die wohlhabenden Bürger, und viele Namen zählte man darunter, die noch jetzt fortleben in der Stadt. Da hörte man die Namen Welker, Steinbrück, Hillebrand, Breidenbach, Brinkmann, Pütz, Machaupt, Appradt, Offerhausen, Sommers, Hausmann, Reinhardt, Schnitzler, Lohausen, Rütger und mehr, die der Raum uns nicht erlaubt hier aufzuzählen. Schon damals bildete ein kräftiger und tätiger Bürgerstand das Hauptelement der Stadt und ihrer Wohlfahrt.*) Lustig klapperten hier zwei Schenkmädchen mit den Kannen und Deckelkrügen und versorgten die Gäste für wenige Albus mit dem schäumenden Getränk, während oben die vornehmeren Besucher Herr Wienand selbst bediente; freilich waren der Gäste nicht immer so viele in der Trinkstube vereint, da für gewöhnlich die politischen Parteien und Stände sich sonderten und ihre eigenen Zusammenkünfte in anderen Herbergen hielten, als da waren im Rosenbaum auf der Mühlenstraße, im schwarzen Horn auf der Ratingerstraße, oder im Kleeblatt und Kaiser auf der Marktstraße. Wenn aber ein außergewöhnliches Tagesereignis die Gemüter erregte, so war man sicher, die Trinkstube zum güldenen Klotz mit Besuchern von beiden Parteien und allen Ständen gefüllt zu finden, die hier ihre Gedanken und Neuigkeiten austauschten. So war es auch heute.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sämtliche in dieser Novelle vorkommende Namen und Bezeichnungen sind chronistischen Notizen entlehnt und finden sich in den alten Registern jener Zeit. Die verehrten Leser werden überhaupt bemerken, daß der Verfasser so viel nur möglich die historische Treue der damaligen Zeitereignisse und der Lokalitäten bewahrt und benützt hat. Weitere Bemerkungen und Bezeichnungen dieser Art dürften also nicht mehr nötig sein.

Die Winterblüten des Wasserschierlings bei Rauhfrost.



Drei Tage alter Rauhfrost in der Höhe von 12,5 Zentimetern. (Siehe Seite 8.)

Die Eisfee.

Novellette von Mathilde Tipp.

(Nachdruck verboten.)

Im grauen Samtkostüm, das kurze Jäckchen und den fußfreien Rock mit Maulwurfspelz verbrämt, glitt Beate Winzer auf blanken Nickelschlittschuhen über die spiegelglatte Eisfläche.

Die schlanke und doch volle Gestalt trug unter einem kleinen schwarzen Dreispitze ein stolzes Haupt mit rotem Haar, das leicht in den Nacken geschlungen war und feurigen Goldfäden gleich in loser Fülle um Schläfen und Ohren flatterte. Die junge Dame fiel nicht sowohl durch ihre aparte Schönheit, als vielmehr durch ihre geleuke Grazie auf.

Mit erstaunlicher Sicherheit führte sie die schwierigsten Figuren aus, bog und drehte sie sich, zog sie bald vorwärts, bald rückwärts ihre langen, eleganten Bogen. Es war geradezu ein Vergnügen, dem jungen, schönen Mädchen zuzusehen, das seine Kunststücke ohne jede Anstrengung mit anmutiger Leichtigkeit darbot. Man vergaß, zu laufen, bewunderte und verfolgte die Davongleitende mit den Augen und harrte gespannt ihrer Rückkehr.

Man nannte sie allgemein „die Eisfee" und erzählte denen, die es noch nicht wußten, wer sie war: die Tochter des früheren amerikanischen Generalkonsuls, der vor einigen Monaten wieder hierher zurückgekehrt war und das Bergschlößchen käuflich erworben habe, um dort mit seinem einzigen Kinde und viel Dienerschaft ganz zurückgezogen zu leben.

Obwohl das Bergschlößchen sich mit der undurchdringlichen Hecke ablehnender Reserve umgab, wagten es dennoch verschiedene Vereine und Klubs, bei gelegentlichen offiziellen Veranstaltungen Einladungskarten an den Generalkonsul Winzer zu schicken; doch war darauf weder ein Erscheinen, noch eine Absage erfolgt.

Davon nahm vor allem das Offizierskorps der Stadt trauervoll Notiz. Bei dem auffallenden Damenmangel in ihren Kreisen und dem noch auffallenderen Mangel an hübschen Damen hätten die schönheitsdurstigen Kavalleristen gern Beate Winzer, die Eisfee, zugezogen und zerbrachen sich die Köpfe, weshalb sie von Spiel und Tanz nichts wissen wollte.

Als die Vielbesprochene eben wieder mit verschränkten Armen vorbeischwebte, aus dem niedlichen, rosig angehauchten Gesicht und der biegsamen Gestalt Gesundheit und Winterluft ausstrahlend, verloren die drei Husarenleutnants, die an der Insel plaudernd zusammenstanden, den Faden ihres Gesprächs, und einer von ihnen rief, sobald die Eisfee außer Hörweite war, den Kunstfahrer im dunkelblauen Sportkostüm an, der unweit von ihnen geschmeidig und gedankenvoll riesige Zahlen in das Eis kratzte:

„Schmedding, das war sie!"

„Wer?" fragte der Angerufene mit gemachter Zerstreutheit, denn er wußte ganz gut, um wen es sich handelte. Obgleich er in seine Dreier und Achter vertieft schien, hatte er dennoch das anmutige, sportkundige Mädchen, das er im stillen anbetete, vorübergleiten sehen.

„Na — Fräulein Winzer! Schade, daß sie uns so schneidet," seufzte Leutnant Hackelbrand, die Entschwindende mit schmachtenden Blicken begleitend.

„Wenn ich Eislaufen könnte, wie Sie, Schmedding, — aber ich täts nie in Zivil," — beteuerte Leutnant Küster, „dann hätte ich der Eisfee längst meine Partnerschaft angetragen. Es müßte ein verwegen schönes Bild sein, Ihr zwei in halsbrecherischer Umarmung . . ."

„Is allens umsonst!" schnitt Leutnant Gostritz jede weitere Vorstellung ab und schüttelte den kleinen feinen Herrenreiterkopf, „was hab' ich meinen Goldfuchs schon für Kunststücke riskieren lassen, wenn ich Fräulein Winzer am Fenster stehen sah, — is allens umsonst!"

Schmedding sah seine Kameraden prüfend an. Wie die drei da standen, waren sie rein toll auf das schöne Mädchen und würden einander

blutige Konkurrenz machen, wenn Beate Winzer nur wollte. Während seine Augen die graziöse Gestalt aus dem Gewimmel der schlittschuhlaufenden Schulkinder auftauchen sahen, leuchtete sein Blick, zuckten die Muskeln seines schmalen, kühngeschnittenen Gesichts. Leutnant von Schmedding arbeitete einen Plan aus und faßte einen heroischen Entschluß; „Wetten, daß sie mit mir läuft?"

Die drei sahen ihn verblüfft an und zuckten die Achseln. Leutnant Gostritz steckte die Hände in die Taschen und pfiff durch die Zähne ob solcher Waghalsigkeit. Keiner glaubte an ein Gelingen, wennschon ein Kunstläufer wie Schmedding natürlich gewisse Chancen hatte. Jedenfalls war der Gegenstand aber eines näheren Eingehens wert.

„Was gilt die Wette?" nahm Hackelbrand den Handschuh streitlustig auf.

„Ein Frühstück im Kasino, wenn es euch recht ist."

„Gut! Angenommen!" Einstimmig nickten sie einander zu. „Und nun los von der Boje, wie mein marinierter Bruder immer sagt." Damit puffte Leutnant Küster den Freund leicht in die Seite, und von Wünschen zweifelhafter Aufrichtigkeit begleitet, fuhr Leutnant von Schmedding der Eisfee entgegen, die gerade um die Insel bog.

Schmedding zweifelte keinen Augenblick, daß Beate Winzer seine Gesellschaft dankend ablehnen würde; er opferte trotzdem sich und seine Unwiderstehlichkeit, um die Kameraden, welche Zeugen seiner Niederlage sein würden, von der Spröden abzuhalten und sich selbst dabei — vielleicht — die Wege zu ebnen. Manövrierte er falsch, war doch wenigstens ein Versuch reizvoll.

Einen gewandten Bogen um Fräulein Winzer schlingend, stand er mit elegantem Schwung plötzlich vor ihr, die erschrocken bremste, hielt die Mütze ein wenig vom Kopfe ab und verbeugte sich.

„Gnädiges Fräulein wollen mir gestatten, mich vorzustellen: Schmedding . . . Dürfte ich um die Auszeichnung bitten, ein wenig mitzufahren?"

Der Leutnant war auf ein paar abweisende Worte oder — ein freundliches Gewähren gefaßt. Daß Beate Winzer aber den stolzen Kopf noch höher hob, die Brauen finster zusammenzog, Zornesblitze aus ihren dunklen Sternen auf ihn schoß und, ohne einen Laut über den süßen, frischen Mund zu bringen, umschwenkend den Fragesteller wie einen lästigen, zudringlichen Handwerksburschen stehen ließ, — das, nein, das hatte er nicht erwartet! Er war aber trotzdem mit ihr zufrieden. Einmal, weil sie wirklich schwer zu erobern schien und dann, weil er jetzt als der Gekränkte leichteres Spiel haben werde. Ihre Schroffheit tat ihr sicherlich nachträglich leid, denn seine runde nette Bitte hatte wirklich nichts Beleidigendes gehabt. Dem weichen, feuchten Glanz in ihren Augen nach zu urteilen, den er bisher darin gesehen, schien die Unnahbarkeit der Eisfee mehr einem Prinzip, als ihrer Eigentümlichkeit zu entspringen, also war die stolze Miene so ernst nicht gemeint.

Schmedding machte sich also gar nichts aus dem Korbe, kam bei den Kameraden lachend an und nahm die schadenfrohen Kondolenzen witzig entgegen. Die drei freuten sich offenkundig seiner Niederlage, fühlten sich gewarnt und gaben eine Bekanntschaft mit der Spröden wohl oder übel auf. Schmedding entwarf für das verwettete Frühstück ein leckeres Menü und erwies sich seinen gastronomisch anspruchsvollen Gästen gegenüber als nobler, amüsanter Wirt, der auch den Sekt nicht sparte. Wie gleichgiltig er aber den Freunden gegenüber den Fall „Winzer" nahm, innerlich beschäftigte er sich viel damit. Er befürchtete vor allem, Beate möchte nun eine Zeitlang etwa gar nicht auf die Eisbahn kommen, aber schon am folgenden Nachmittage war sie wieder da. Er weidete sich an dem Anblick ihrer biegsamen Figur, jedoch ohne daß sie es merkte, denn er ignorierte sie von nun ab mit gelassener Konsequenz. Das verdutzte sie, und öfter als sie wußte verirrten sich ihre Blicke zu ihm, den sie sofort wiedererkannte, obwohl er heute in Uniform lief. Was Schmedding nie getan, betrieb er jetzt mit Fanatismus: er brachte den Regimentsdamen Kunstlaufen bei, glitt bald mit dieser, bald mit jener Anfängerin über die glatte Bahn, tat scharmant mit allen, und wurde von den entzückten, dankbaren Damen fast zerrissen.

Wenn Beate Winzer im Vorüberfahren das Lachen der fröhlichen Gesellschaft hörte und Schmedding mitten drunter sah, da stieg es bitter in ihr auf und die Augen verdunkelten sich. Gefiel es ihm aber, seine Schülerinnen allein umherschlürfen zu lassen und einsam seine kunstvollen Figuren zu beschreiben, dann traf ihn ein weicher, bittender Blick und sie wünschte glühend, er möchte sie beachten.

Diesen sprechenden Blicken der Eisfee begegnete der seine nur ein einziges Mal. Er stand am Uferrande und schien versunken in den Anblick des roten Sonnenballes, der durch den Nebel auf die mit feinen Eisnadeln überhauchten Bäume und Wiesen des Parks herabglühte. Da glitt die Eisfee dicht an ihm vorüber und sah ihn an. Das ging ihm durch und durch . . . Von jetzt ab pausierte er mit dem Eislauf, denn er fühlte, Beate würde ihn vermissen, und vermißt zu werden gehörte zu seinem Experiment. — — —

Der Kasinoball stand in Aussicht und die Einladungen dazu schwirrten durch alle Briefkästen. Nachdem die Frage, ob man auch ins Bergschlößchen eine Aufforderung schicken solle, vom Komitee verneint worden war, um das Offizierkorps vor dem Verdachte der Zudringlichkeit zu bewahren, trat eines Morgens der Oberst ins Bureau und ersuchte den Adjutanten von Schmedding, dem Generalkonsul Winzer, der ergebenst darum bat, die Subskriptionsliste zu senden. Schmedding kannte kaum die Adresse schreiben, so sehr zitterte ihm die Hand in freudigem Triumph. Aha! Sobald das schöne Mädchen merkte, daß man keine Notiz mehr von ihr nahm, kam sie freiwillig, sich bewundern zu lassen. Er bekam Respekt vor seiner eigenen Taktik. Nun noch Haltung bis zuletzt!

Der Ballabend war da. Aus dem Damenflor, der durch Toilettenpracht den fehlenden Reiz ersetzen sollte, ragte die Eisfee im duftigen Kleide von weicher, indischer Seide, einen Zobelstreifen um den Ausschnitt, und Tuffs von halboffenen Orangeblüten an Brust und Frisur wie eine Märchenprinzessin hervor, und fremd und verträumt sahen auch die dunklen Augen in das bunte, hellbeleuchtete Gewoge, das dem neben ihr stehenden Vater, eine ehrwürdige, sympathische Erscheinung, sichtlich gefiel.

Der ritterliche Oberst begrüßte Vater und Tochter formsicher mit gewandten Worten und ließ es sich angelegen sein, die Tanzkarte des schönen Mädchens mit den Namen seiner vornehmsten Offiziere zu besetzen. Vor allem sah er sich nach Schmedding um; der war sein Liebling, sein Stolz. Aber Schmedding klirrte ruhelos und geschäftig stets in die entgegengesetzte Saalecke.

Als Beate von Warten und Hoffen schon ganz nervös war und immer matter den bisher zurückgehaltenen Souperwalzer gegen bettelnde Leutnants verteidigte, trat Schmedding endlich, endlich wie zufällig in die Nähe! Der Oberst rief ihn an, stellte ihn vor und trotz stolzen Entzückens brachte der Leutnant eine steife Verbeugung zustande.

„Ich habe noch einen Tanz frei, Herr von Schmedding" . . . sagte Beate leise und schämte sich dann ihres naiven Angebots.

„Ich werde sofort einen meiner Kameraden . . ." erbot sich der Heuchler diensteifrig und wollte davonrasen.

„Nicht doch," hielt ihn Beate zurück, „ich würde gern mit Ihnen tanzen," — über und über rot hielt sie ihm die Tanzkarte hin. „Seien Sie mir doch, bitte, nicht mehr böse . ."

„Ich bin Ihnen ganz und gar nicht böse, gnädigstes Fräulein," sagte er, mit der Tanzkarte zugleich ihre Hand festhaltend und das schöne Gesicht der einst so stolzen, jetzt so sanften Eisfee mit Bewunderung betrachtend, — „ganz im Gegenteil . . ."

Sie fühlte dies „Gegenteil" später unter den Klängen eines Straußschen Walzers und ihr Herz schlug an dem seinen in freudiger Hingabe.

Als Küster, Gostritz und Mackelbrand die Sache sich bräutlich zuspitzen sahen, bewunderten sie Schmeddings feine Schachzüge, machten saure Gesichter und sahen sich nach einem zugänglicheren Objekte ihrer Aufmerksamkeit um.

Unsere Bilder.

Eine Frage.

Zu dem gleichnamigen Gemälde von J. Hamza.

Sie haben hin- und hergeredet
Vom schönen Wetter, von Musik,
Von Ball, Theater, neuen Büchern,
Sogar von hoher Politik.

Doch hinter all den leeren Reden
Verbirgt sich nur verhalt'ne Glut.
Heiß pocht es in den jungen Herzen,
Denn einer ist dem andern gut.

Und dort, wo unter grünen Büschen
Sich still die Bank von Stein erhebt,
Faßt er den Mut zu jener Frage,
Bei der ein Mädchenherz erbebt.

Die Jungfrau schlägt die Augen nieder,
Schreibt Antwort in den Sand hinein;
Er sieht ein „Ja" und weiß beseligt:
Ein treues Herz gehört nun sein.

P. S.

Die Wiedergabe des Gemäldes von J. E. Rosenthal „Weckruf von oben" stellt eine heitere Szene aus dem Klosterleben dar. Der gute Bruder hat seine reinigende Tätigkeit unterbrochen, um behaglich ein Weilchen im bequemen Sessel zu ruhen. Dabei hat ihn der Schlaf übermannt, und er vergißt Zeit und Stunde. Doch nicht allzu lange soll er sich des süßen Schlummers erfreuen. Die Stunde schlägt und damit senkt sich das Gewicht der Pendeluhr auf das Angesicht des Schlafenden. Sein Erstaunen wird nicht gering sein, wenn er durch diesen Weckruf von oben aus den schönsten Träumen gerissen wird. — Unsere Photographien von Rauhfrostbildungen zeigen in anschaulicher Weise, welch seltsame Erscheinungen zutage treten, wenn bei nasser, nebeliger Witterung plötzlich Frost, der sogenannte Rauhfrost, eintritt. Es ist eine märchenhafte Winterlandschaft, die die Sonne beleuchtet, nachdem sie den Nebel zerrissen und verscheucht hat. Jedes Fäserchen hat der Rauhfrost mit feinsten Federchen umsäumt, jeden Zweig mit durchbrochenen Spitzenbordüren umkleidet und jeden Ast mit bauschigen Mullpuffen umwunden. Wie das glitzert und blinkt und flirrt und flimmert, wenn ein leiser Lufthauch die Baumwipfel wiegt, und wie sich der schneeige Duftbehang in wunderbarer Keuschheit abhebt vom blauenden Himmel! Da dieses Jahr keine Gelegenheit war, die Herrlichkeiten des Rauhfrostes in natura zu bewundern, so haben wir unseren Lesern mit den drei Abbildungen davon wenigstens einen kleinen Ersatz gewährt.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.